

Hied. Was brauchte ich also mehr, um, sobald ich diese Entdeckung gemacht, ihr zu Füßen zu fallen und entzückt auszurufen: „Irma, Du bist ein Engel, ich liebe Dich!“
Irma schien dieses auch zu erwarten, da sie hocherröthend fragte:
„Sagten Sie etwas?“
Und es ward Licht um mich, ich glaubte Seraphenklänge zu hören und den Duft von tausend und abermals tausend blühenden Blumen einzuathmen. Mit bewunderndem Blick ruhten meine Augen auf diesem holden Angesicht und dieser jarten Gestalt. „Und wie lange wirst Du mich lieben?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

„Wie lange?“ wiederholte ich, und in diesem Augenblick lugten die zierlichen Stiefletten kokett unter dem Kleide hervor. „Ach — ewig!“
„Ihr Männer sprecht immer so,“ sprach sie kindlich tadelnd; „nenne mir eine Zeit, damit ich weiß, wie lange ich glücklich sein werde.“
„Wie lange?“ und abermals wurden die Stiefletten sichtbar. „So lange, meine holde Turkelstaube, bis — bis Du Deine Stiefletten abgetragen haben wirst.“

„Es sei so, ich will dieselben fortlegen, gut aufbewahren, und Wachen, daß dieselben immer ganz bleiben.“
Pflötzlich wurde die Thür geöffnet, und Irmas Mama, die uns erst vor Kurzem verlassen hatte, trat ins Zimmer in Begleitung Hermine's, Irmas bester Freundin, welche, was Schönheit und Lieblichkeit anbelangt, in meinen Augen gleich nach Irma rangirte.

Wir setzten uns zum Thee; aber was ist das? Auf meinen Füßen ruht eine Last, eine süße Last. Irmas Füßchen balancirten an den meinen, und so unterhielten wir eine Art unterirdische Telegraphie, vermöge welcher wir ungestört durch die Anwesenheit der andern Damen, in ebenso amüsanter als nachprüflicher Weise Zwiegespräche pflegten.

Am folgenden Tage erneuerte ich meinen Besuch. Die niedlichen Stiefletten standen auf einer Etage, unter einer Glasglocke. Irma empfing mich strahlend vor Glück, die Mama jactirte, und Hermine wies lächelnd auf die Etage. Dieses Lächeln war so sonderbar, als ob ein Leichnam betrunken werden sollte. Ich konnte es nicht recht deuten.

Es war Winter; bitterböse Kälte herrschte, und doch schwannte ich in Glück und Sonne, und nur die Gegenwart Hermine's fing an, mir unbehaglich zu werden. Sie wohnte in demselben Hause und hielt sich den ganzen lieben Tag bei ihrer Freundin Irma auf. Wie gesagt, ich fühlte mich im Anfang unbehaglich, doch gewöhnte ich mich schließlich an ihre Gegenwart, ja ich hat oft selbst darum, da ich bemerkte, daß sie opferwillig war, Mama ganz und gar in Beschlag zu nehmen, welche Zeit wir wohlweislich damit zubrachten, einige Käse zu wechseln, die als verbotene Frucht, um so süßer schmeckten.

Es waren zwei Monate vergangen seit jenem Tage, an welchem die Stiefletten unter der Glasglocke auf der Etage standen, als ich Irma aufsuchte, mit dem Vorsatz, um ihre Hand anzuhalten.

Niemand war von den Damen anwesend, sie machten einen Spaziergang.

„Ich werde die Damen erwarten,“ sagte ich zu dem Stubenmädchen, und begab mich ins Zimmer, die Brust voller Seligkeit. Ich setzte mich, aber ach, die Zeit verstrich so langsam. Was thun, um die Langeweile zu vertreiben. Da tauchte der Gedanke in mir auf, die Stiefletten von ihrem Platz zu nehmen, und auf das Sopha neben mich hinzustellen, mit denselben zu plaudern, und wenn die Eigenthümerin zu Hause anlangt — „Herr des Himmels und der Erde! Welch ein fürchterlicher Anblick! die Stiefletten liegen mit Gewalt zerissen, in einem Zustande, daß dieselben nicht mehr gebraucht werden können, frei auf der Etage.“

Hört, fort von hier, Irma hatte mich betrogen, sie liebt mich nicht!

Taumelnd bewegte ich mich gegen die Thüre, durch welche in diesem Moment Hermine eintrat.

Ihren Mund umspielte jenes matte Lächeln, das ich schon einige Male bemerkt hatte, und ich fühlte, daß dieses Lächeln das erste Todesurtheil über meine erste Liebe zu bedeuten habe. Ich zeigte nach der Etage.

Hermine erblaste und hielt sich an der Tischkante fest.

„Ach! Sie fühlten Theilnahme für meine Leiden?“

„Ja!“ In diesem einen Worte lag ein Bekenntniß.

„Wir reifen morgen ab“, setzte sie hinzu. „Mama und ich reifen nach Genf.“

Am nächsten Tag reiste ich mit nach Genf, in Gesellschaft Hermine's und ihrer Mama.

„Liebe mich Irma jemals?“ fragte ich unterwegs.

Hermine wollte nicht antworten.

„Bitte, Sie sollen mir antworten, Sie müssen es wissen, als ihre beste Freundin. Um Himmelswillen, antworten Sie doch; liebe mich Irma jemals?“

„Niemals!“

Arme Hermine! — ich wußte nicht warum, sie begann plötzlich zu weinen.

Zwei Wochen lag sie krank und sprach in ihren Phantasien nur das eine Wort: „Niemals!“

Und von diesem Worte konnte sie nicht geheilt werden. Die berühmtesten Aerzte behandelten sie, verordneten Bäder, Fußbäder und andere Zerstreungen. Doch nichts half — sie blieb krank, sehr krank, ihr diente keine Medizin mehr. Was ihr wohl fehlen mochte?

Zwei Jahre dauerte ihr Siechtum, sie wurde von Tag zu Tag hilfloser, ich mußte dies sehen, ohne ihr helfen zu können. Ich reiste mit ihr, wurde ihr Bräutigam, sie hatte mein Versprechen, daß, so bald sie genesen, ich sie zum Altar führen werde.

Während einer Abenddämmerung rief sie mich an ihr Krankenlager, drückte ein Papier in meine Hände und stammelte weinend: „Verzeihung! Verzeihung!“

Ich verstand sie nicht, dachte an die eingebildete Laune einer Schwerekranken, und legte meine Hände wie segnend auf ihr Haupt.

Hermine war todt!

Auf dem Papier stand Folgendes: „Ich liebte Dich wie eine Wahnsinnige und hüße für meine Liebe. — Irma liebte Dich stets, ihre Stiefletten habe ich selbst zerissen.“

Sie liebte mich, lächelte und küßte. Das eine Wort „Niemals!“ tödtete sie.

Ich reiste nach Hause, um —
Irma hatte inzwischen geheiratet.

Ob sie wohl glücklich war?
Von meinem Vorhaben, ihr Hermine's Bekenntniß mitzutheilen, stand ich ab; ich wollte, da ohnehin nichts mehr zu ändern war, Irmas und ihres Gatten Frieden nicht stören.
So oft ich auf der Straße jener blaffen, schönen Irma begegne, sieht mich die Dame kalt und verächtlich an. Ich halte diesen Blick ruhig aus und gefalle mir in meiner heldenmüthigen Selbstverleugnung.
So kam es, daß ich Junggefelle blieb.

Vermischte Nachrichten.

— Berlin. Ueber eine hübsche Art der Wohlthätigkeit berichtet der „Tägl. R.“ ein Herr B. Folgendes: Um Weihnachtstage zu besorgen, besand er sich vor einigen Abenden in einem Geschäft für Kinderkleider, als ein alter Herr in den Laden trat, der ein kleines Mädchen in höchst dürftiger Kleidung an der Hand führte. Das Mädchen mit billigen Kalendern, das die Kleine am Arme trug, ihr trüber Blick und das Gesichtchen redeten eine gar deutliche Sprache. Der alte Herr flüsterte einer Verkäuferin einige Worte ins Ohr, worauf diese nickte und die beiden in die oberen Räume führte. Nicht lange währte es, so kamen sie wieder zurück; mit der Kleinen aber war eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Sie erschien in einem neuen wollenen Kleide und den Kopf bedeckte ein nettes warmes Köppchen. Mit freudestrahelndem Gesicht und ein Briefchen in der Hand vertiefte das Kind den Laden, während der alte Herr sich an die Kasse begab, um die Sachen zu bezahlen. Auf seine Fragen erfuhr später Herr B., daß der alte Herr oft derartige Wohlthaten an armen Kindern ausübte. Er habe mit dem Besitzer des Geschäftes ein Abkommen getroffen, daß jedes Kind, welches er mitbrächte, neu eingekleidet werden solle. Von der Firma bekäme das Kind dann ein Briefchen mit, worin die Eltern benachrichtigt würden, daß ein ungenannt sein wollender Wohlthäter so für ihr Kind gesorgt habe. Im vorigen Jahre sollen auf diese Weise 200 Kinder von dem alten Herrn neu eingekleidet sein.

— Wien. Zu einer braven Fischhändlerin, die ihren Stand auf dem Fischmarkt hat, kam neulich ein junger Mann und fragte die Frau, ob sie ihm nicht ein winziges Fischlein in das Genick stecken wolle. Sie möge ob dieses Liebesdienstes nicht böse sein, denn er dürfe sie weder darum bitten noch dafür danken, denn das Mittel wirke nur dann, wenn er mit dem Fischlein im Genick sofort zu laufen beginne. Als ihr der junge Mann noch weiter erzählte, daß er brustleidend sei, war die Fischhändlerin vollkommen überzeugt, daß es sich hier um ein Sympthiemittel handele, und auch sofort bereit, das gute Werk zu thun. Der junge Mann bückte sich, und die Frau steckte ihm ein Fischlein in das Genick. „So ist's nicht gut,“ sagte der Kranke, „das Fischlein gehört zwischen Hemd und Genick. Wenn's auch a bißl kalt ist, das schadet nix.“ Mit einem Handgriff war der Fischwechsel vollzogen und jetzt begann der brustleibende Mensch zu laufen, als habe er eine Lunge von Eisen. Ueber diese Kraftäußerung wunderte sich die Frau gewaltig; was aber machte sie erst für Augen, als sie zufällig in die an ihrer blauen Schürze außen angebrachte große Geldtasche griff und entdeckte, daß ihr fast die ganze Tageseinnahme fehlte. Jetzt begriff sie Alles, und als sie ihre Berufsgenossinnen mit der seltsamen Wirkung dieses Sympthiemittels bekannt machte, erhielt sie von diesen noch den Spitznamen „Wunderdoktorin.“

— Mainz. In einem Hause der Langgasse hat sich ein außerordentlicher Fall ereignet. Eine Frau, die mit ihrem Manne in Streit gerieth, warf den Mann aus einem offen stehenden Fenster des ersten Stockes auf die Straße hinab. Der Mann, der eine Gehirnerschütterung und einen Beinbruch davontrug, wurde in das Hospital gebracht.

— In Liegnitz hat ein 18jähriges Dienstmädchen die Sprache verloren. Sie war wegen einer geringen Unredlichkeit entlassen und von der Polizei verhaftet worden. Kurz nach der Einlieferung ins Gefängniß fiel das Mädchen in einen ohnmachtähnlichen Schlaf. Im Krankenhaus erwachte sie nach fünf Tagen einmal, erlangte das Bewußtsein, blieb aber stumm, schlief wieder ein und hat bis heute die Sprache noch nicht wiedergefunden, obwohl sie jeden Tag auf Stunden erwacht. Das Gehör ist nach wie vor vorhanden. Dieser ist es noch nicht gelungen, die Ursache der Sprachstörung aufzuklären.

— In schredlicher Weise um's Leben gekommen ist am Sonnabend Abend vor. Woche die 61 Jahre alte Ehefrau eines Oberlehrers Kr. in Charlottenburg, Charlottenburger Ufer 5 wohnhaft. Als die Dame ihre Küche betrat, brach sie durch die Diehlung und fiel mit dem Unterkörper in ein Flammenmeer. Ohne daß es Jemand bemerkt hatte, war ein Feuer unter dem Fußboden der Küche entstanden, welches zwischen der Decke der unteren Etage und der Diehlung der Küche so zerstörend gewirkt hatte, daß die Tafelung Frau Kr. nicht mehr tragen konnte. Die Unglückliche, welche durch ihren Sohn aus ihrer entsetzlichen Lage befreit wurde, ist durch den Tod von ihren Leiden erlöst worden.

— Eine tapfere That. Unter dieser Ueberschrift schreibt das „Militär-Wochenblatt“ Nr. 107 über den am 2. Dezember dieses Jahres verstorbenen königl. preussischen Hauptmann und Bezirksoffizier Friedrich Wilhelm Aly Folgendes: „Es scheint uns die Pflicht der Pietät und Gerechtigkeit zu sein, hierdurch besonders hervorzuheben, wie der Verstorbene sich im Feldzuge 1870/71 ganz hervorragend ausgezeichnet hat. Aly war 1870 Biefeldweber, sein Beruf Landwirth. Nachdem er die großen Schlachten bei Mars la Tour und Gravelotte, sowie die zehn Wochen dauernde Garnirung von Metz bei der 1. leichten Batterie des jetzigen Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst (1. Hannoversches) Nr. 10, ferner eine große Anzahl von Gefechten z. mitgemacht hatte, zeichnete er sich in ungewöhnlicher Weise in der Schlacht bei Beaune la Rolande aus. Die 1. leichte Batterie, deren Chef damals der in Hannover noch lebende Oberstlieutenant a. D. Knauer war, mußte in dieser heißen Schlacht, in welcher das X. Armeekorps einem etwa sechsfach an Zahl überlegenen Feinde gegenüberstand, als die Entscheidung an einem seidenen Faden hing, ein Geschütz opfern. Aly war Zugführer, alle Bedienungsmannschaften und der Geschützführer waren todt oder verwundet, die sechs Zugpferde ebenfalls todt. Aly selbst war nicht unbedeutend verwundet (Schuß durch die Schulter), meldete sich aber trotzdem nicht krank, sondern blieb in der Front. Die Schlacht dauerte bis zum Dunkelwerden. Alles war todtmüde und völlig erschöpft. Da trat Aly Nachts an

das Strohlager seines Hauptmanns und bat ihn um die Erlaubniß, mit einem kleinen Kommando und sechs Pferden sein verlorenes Geschütz auf dem Schlachtfelde aufsuchen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm gegeben, er ließ sich auf sein Pferd heben, den Arm in einer Binde tragend, und verschwand mit seinem Kommando im Dunkel der kalten Novembernacht. Früh Morgens etwa 6 Uhr ertönte ein lautes „Hurrah!“ der Kanoniere — Aly kam mit dem geretteten Geschütz zur Batterie zurück. — Diese heldenmüthige Aufopferung und völlige freiwillige Handlungsweise wurde damals in hohem Maße anerkannt. Aly erhielt dafür einen sehr selten verliehenen russischen Orden. Das Eisener Kreuz zweiter Klasse besaß er bereits. Bald darauf wurde er Offizier und trat als Berufsoffizier in die Armee ein. In allen Schlachten und Gefechten, sowie bei allen schweren Strapazen, Märschen, Entbehrungen aller Art war Aly stets ein leuchtendes Vorbild für seine Untergebenen und seine Tapferkeit über alles Lob erhaben.“

— Wohl einzig in Farbe und Ausstattung unter allen Fahnen der Truppentheile der deutschen Armee ist die Fahne des ersten Eisenbahn-Regiments, deren völlig weißes Fahnenstück mit Inschrift und Verzierung von weißer Silbererz versehen ist.

— Die Koreaner dürfen wohl Anspruch darauf machen, das erste Panzerfahrzeug gebaut zu haben. In dem letzten japanisch-koreanischen Kriege, d. h. vor über 270 Jahren, besaßen sie bereits ein eisernes Fahrzeug, das in seinem oberen Theile schildtrübenförmig gebaut war. Dieses wurde sehr erfolgreich gegen die japanischen hölzernen Kriegsschiffe verwendet, indem man aus den Pfortenlöchern unter dem Schildtrüben Unterhalten auf die Dschunken warf, die man dann senkte, oder in die man Böcher bohrte. Das Schiff soll noch existiren und in Jong-Jong liegen.

— Mächtiger noch als der Kaiser sind in China die geheimen Genossenschaften. Sie sind überaus zahlreich und die Regierung ist ihnen gegenüber machtlos. Vor einigen Jahren vereinigten sich die Barbieri, die vordem als eine verachtete Menschenklasse galten, und zwangen den Kaiser, ihnen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts ihrer Kinder die gleichen Rechte wie den übrigen Ständen zu erteilen. Li-Hung-Chang ist gewiß einer der mächtigsten Beamten des Reiches, der mit den Generalen des Kaisers umspringt, als wären es Schuljungen. Er würde es aber nicht wagen, etwas gegen die Genossenschaft der Schubarren-Kulis zu thun, und er hat in einigen seiner großen Reformen innehalten müssen, nachdem sie schon Hunderttausende von Thalern gekostet hatten, bloß weil die Gewerkschafts-Genossenschaften Einspruch thaten. Die Schubarrenleute sind in Wirklichkeit eine der stärksten Organisationen des Landes, und ihrer Opposition jumeist ist das Scheitern von Eisenbahnbau-Unternehmungen in China zuzuschreiben. Auch die chinesischen Bankiers bilden eine Gilde, und die Regierung hängt bezüglich der Mittel zur Fortsetzung des Krieges vollständig von ihrer Willkür ab. In den zwei Städten Shanghai und Tientsin allein giebt es fast 1000 Banken, und ihre Inhaber gehen fast alle Hand in Hand. Sie haben ihre Verbindungen mit den anderen Banken des Landes, setzen den Bankdiskont fest und reguliren die Börse. Die Arbeiter-Genossenschaften haben sehr strenge Satzungen, und ihre Tendenz ist hauptsächlich gegen die Einführung moderner Maschinen gerichtet. Sie haben schon mehrfach Arbeitgeber ermordet, die ihre Wünsche nicht erfüllt haben, und vor einigen Jahren passirte ein entsetzlicher Fall in Shanghai, wo ein Unternehmer versucht hatte, der Union zu trogen. Er wurde verurtheilt, aber er blieb hartnäckig, und sie beschloßen, an ihm ein Exempel zu statuiren. In seiner Werkstatt arbeiteten 100 Leute. Als er eines Morgens eintrat, sprangen auf ein gegebenes Zeichen einige auf ihn zu und begannen ihn zu beißen. Sie hatten einen erwählten Führer, und dieser erlaubte keinem, den Ort zu verlassen, bevor er ihm nicht seine Zähne gezeigt hatte. Waren Zähne und Zahnfleisch blutig, so wurde es ihm gestattet, im anderen Falle wurde er zurückgeschickt mit der Weisung, zu beißen. Auf Weigen steht in China keine Todesstrafe und das Komplott war daraufhin angelegt. Der Arbeitgeber wurde buchstäblich zu Tode gebeißen. Die Sache kam der Regierung endlich zu Ohren; sie verschrieb eine Menge Papier darüber, aber nur der Mann, der den ersten Biß gethan, wurde bestraft, und die Genossenschaft hatte ihren Zweck erreicht.

— Eine eigenthümliche Nahrungsmittel-Verfälschung ist durch den gerichtlichen Chemiker Dr. Bischoff in Berlin festgestellt worden. Im weißen gemahlene Pfeffer hat er einen Salzzusatz von 25 Prozent gefunden. Für Küche und Schlächter hat dies recht unangenehme Folgen gehabt. Obwohl die Gewerbetreibenden die vorgeschriebene Dosis Pfeffer und Salz angewendet hatten, fanden sie sehr oft, daß Würstmaaren bezw. Speisen versalzen waren, während es ihnen an Pfeffer fehlte.

— Vertikow ist kein Fremdwort im eigentlichen Sinne, denn der Name für dieses einem kleinen Schranke feinerer Art ähnliche Hausgeräth ist nicht aus einer fremden Sprache herübergenommen, sondern in Berlin erst aufgefunden, wo ein gewisser Vertikow ein derartiges Möbel zuerst gearbeitet hat. Dann ist der Name auch in Frankreich angenommen worden und erscheint jetzt öfter in französischen Schriften. Das Möbel ist also nach seinem Erfinder genannt.

— „Blicken Sie mich man de Nase wieder an, mein Emil hat sie abgebeißt.“ Mit diesen Worten trat, so erzählt das „Int.-Bl.“, am Montag Abend ein bildhübsches Mädchen in Berlin in die Sanitätskuche Adalbertstr. 64 und hielt dem stammenden Heilgehülfsen ein in das Gesicht herabbaumelndes Stück ihres Stumpfnäschens hin. Der Heilgehülfsen brachte den „Gesichtsvorprung“ der Schönen mit zwei Nadeln an die richtige Stelle, worauf sie im Krankenhaus am Urban Aufnahme fand. Als Grund der Mißhandlung gab die Gebiessere „Eifersucht“ an.

— Ueberraschendes Resultat. Tochter: „Mama, weißt Du, ich habe anonym annoncirt, daß ich die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Herrn machen möchte.“ — Mama: „Aber Gretchen, das schickt sich gar nicht für ein junges Mädchen aus so anständiger Familie! — Hat sich denn Jemand gemeldet?“ — Tochter: „Ja, der — Papa!“

— Gemüthlich. Bauer (zum neu antretenden Knecht): „Also merk Dir, wenn i mit dem Kopf wint, denn kommst Du; i mach' nit gern viele Worte.“ — Knecht: „Da passen mer ja zusammen; wenn i mit dem Kopf schüttel, denn komm i net!“